



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

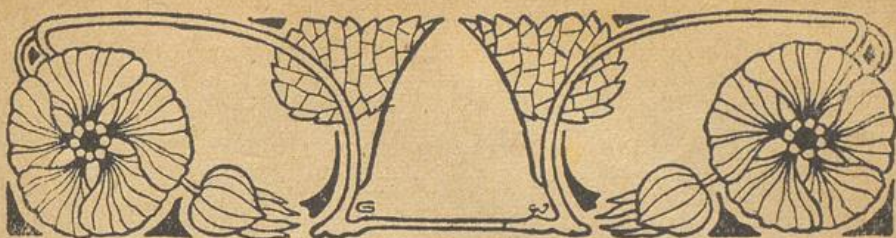
Der Geigenmacher von Mittenwald

Denk, Victor Martin Otto

Regensburg, 1917

Neuntes Kapitel. Meister Railike

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



Neuntes Kapitel.

Meister Railike.

Nicht weit von dem herrlichen Dom der Stadt Padua erstreckte sich eine lange, aber ziemlich schmale Gasse, an deren Ende zur rechten Seite sich ein mittelgroßes, zweistöckiges Haus befand. Unter der Türe desselben lehnte ein breitschultriger, kräftig gebauter Mann mit verschränkten Armen. Seine gutmütigen blauen Augen spähten die Gasse hinab, als erwarteten sie jemand. Wohl zeigten sich verschiedene Personen, die bald da, bald dort auftauchten, aber entweder verschwanden sie in der Ferne wieder, oder sie gingen an dem Wartenden gleichgültig vorüber.

Dieser nahm jetzt eine unzufriedene Miene an. Er wurde unruhig, spitzte die Lippen und pfiff halblauten Tones eine Weise vor sich hin, indes er mit dem rechten Fuß den Takt dazu trat. Wer Meister Railike und seine Eigenart kannte, der wußte, daß dies ein Zeichen seiner steigenden Ungeduld war.

Da geriet eine lebhafte Bewegung in seine Züge. Er blickte überrascht auf zwei junge Leute, die mit-

sammen die Straße herabgingen. Ein Mädchen war's und ein Jüngling. Dieser mußte wohl ein wandernder Geselle sein; ein Felleisen hing ihm auf dem Rücken und die Hand führte einen derben Wanderstab.

„Wen bringst du da?“ fragte Nailike das Mädchen, als es sich hinlänglich genähert hatte. Er fragte in italienischer Sprache, aber mit fremdländischer Betonung.

„Einen Landsmann von dir, Vater,“ antwortete das Mädchen, das höchstens um ein Jahr jünger zu sein schien als sein Begleiter. „Als ich vorhin in unsere Straße einbog, fragte mich der Fremde hier, wo Meister Nailike wohne. Da ich zufällig deine Tochter bin, so wies ich ihm gleich den richtigen Weg,“ schloß sie lachend und verschwand dann im Hause.

„Zu mir wollt Ihr?“ forschte Nailike, den Jüngling flüchtig von oben bis unten musternd, auf Deutsch. „Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin ein Lautenmacher, wie Ihr, Meister. Matthias Klotz ist mein Name und Mittenwald mein Heimatsort. Ein vornehmer welscher Herr schickt mich zu Euch mit einem Empfehlbrieflein.“

Bei diesen Worten kramte der Ankömmling aus der Tasche seines Wamses einen Brief heraus und übergab ihn dem Meister. Nailike besah aufmerksam die Aufschrift.

„Ah!“ rief er jetzt, „von Marquis Cresci . . . Ja, ich kenne seine Handschrift.“

Gilfertig entfaltete er das Schreiben. Als er es gelesen hatte, sah er dem Überbinger einen Augenblick nachdenklich ins Gesicht; dann erst reichte er ihm

nach deutscher Sitte die Hand zum Gruß und sagte freundlich:

„Der Marquis schreibt mir, ich müsse Euch in mein Haus aufnehmen. Er ist voll des Lobes für Euch, weil er Euch sein Leben verdankt, wie er sagt. Nun, da Ihr mit solcher Fürsprache kommt, lieber Landsmann, so kann ich Euch nicht von der Schwelle weisen, obschon ich eigentlich zurzeit keines Gehilfen bedarf.“

Und ehe sich's Klotz versah, hatte ihn der Meister an der Hand ins Haus gezogen und in die Stube geführt. Dort traf Matthias das junge Mädchen wieder, das ihn hierher geleitet hatte.

„Angela,“ trug Railife seiner Tochter auf, „bringe eine Kanne Wein und was du sonst hast für einen braven Landsmann deines Vaters . . . Mein lieber Klotz, Ihr müßt wissen, daß mein Töchterlein nicht nur mein einziges Kind, sondern auch meine Hauswirtin ist; mein Weib ist nämlich schon seit einigen Jahren tot. Ich bin Witwer . . . Nun geh', Angela,“ sagte der Meister zu der Tochter, die an der Seite des Vaters stehen geblieben war.

Klotz aber lehnte den ihm angebotenen Imbiß ab.

„Ich bin weder hungrig noch durstig,“ versicherte er, „ja nicht einmal müde bin ich, obschon ich ein hübsches Stück Weg gelaufen bin.“

Railife ließ sich's indes nicht wehren, seinen Landsmann und Zunftgenossen gastlich zu empfangen. Und Angela mußte den Befehl des Vaters ausführen.

Am Tische räumte Railife dem Jüngling den Ehrenplatz ein; das war jener Sitz, den sonst der Meister selbst innezuhaben pflegte. Bald stand Wein,

Brot und andere Erfrischung vor Matthias, und Railife drang so lange in seinen Gast, bis dieser endlich zugriff.

Beim Weindufte traten sich die Herzen der beiden Landsleute rasch näher. Matthias erkannte bald, daß Railife ein echter Deutscher, gemüthvoll und bieder Sinnig sei, während der Meister sich im stillen über das rückhaltslose Wesen des Jünglings erfreute und aus dessen Gespräch über die Geigenbaukunst leicht abnehmen konnte, daß Klotz ein sehr tüchtiger Geselle sein müsse, der seine Lehrzeit bei Amati wohl ausgenützt habe.

Es bedurfte nicht langen Hin- und Herredens, bis Railife mit Klotz über die Bedingungen eins geworden war, unter denen er ihn als Gesellen aufnehmen wollte. Und Klotz hatte keinerlei Ursache, mit dem Handel unzufrieden zu sein. Railife war kein schmutziger Filz wie Scarlatti.

So war nun Matthias wieder bei einem Meister, bei dem er, ungestört von Quälereien und Eifersüchteleien, seiner Kunst obliegen konnte. Er lebte wie neugeboren auf bei dem Gedanken, unter so niedrigen Gesinnungen nicht mehr leiden zu müssen, die ihm bei Amati und Scarlatti die Freude an der Arbeit vergällt hatten. Obgleich die Gesellen Railifes sämtlich Welsche waren, hörte Matthias nie ein mißgünstiges Wort aus ihrem Munde. In der Werkstätte des deutschen Meisters gab es weder Zank noch Streit, noch weniger aber Tätlichkeiten. Viel trug zu diesem schönen Verhältnisse der Gesellen unter sich und zu ihrem Meister der Umstand bei, daß Railife nicht

nur neidlos fremdes Verdienst und fremde Tüchtigkeit stets anerkannte, sondern auch in der Entlohnung seiner Gefellen nicht kargte. So kam auch kein ernstes Mißverständniß zwischen beiden Theilen auf; kleine Meinungsverschiedenheiten aber fanden einen raschen Ausgleich.

Zwei Monate waren bereits verflossen, seitdem Matthias in Padua lebte. Er hatte in dieser Zeit oft an den guten Marquis Cresci gedacht, besonders wenn er an der Laute arbeitete, die er für ihn zu liefern übernommen hatte.

Eines Tages saß Klotz eben wieder nach Feierabend in der Werkstätte und beschäftigte sich mit dem für den Marquis bestimmten Instrument. Seine Gedanken flogen zu dem Dorfe und in die Villa des Marquis, und im Geiste malte er sich die Freude aus, die der Edelmann wohl empfinden werde, wenn er die fertige Laute vor sich sähe. Matthias wollte seine ganze Geschicklichkeit anbieten, um sich die Zufriedenheit seines vornehmen Bestellers zu erwerben. Das Geld, das er für seine Arbeit erhalten würde, gedachte er nach Hause zu schicken an die lieben Eltern, denn die konnten es wohl brauchen, im Überflusse waren sie ja noch niemals gewesen. Und der brave Sohn freute sich köstlich bei dem Gedanken, daß es das erste Geld sein werde, mit dem er die Eltern unterstützen konnte. Es war ihm bisher oft recht schmerzlich gewesen, daß er seinen Lieben in der Heimat gar nichts von seinem Verdienste hatte senden können; all seiner Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit ungeachtet, hatten die Löhne sowohl bei Amati wie bei Scarlatti eben nur zur Be-

friedigung der Lebensbedürfnisse gereicht. Erst die Bezahlung, die Railife gewährte, ermöglichte es Matthias, hie und da einen Sparpfennig zurückzulegen. Im Herzen dankte er oft dem lieben Gott, der ihm durch den Marquis Cresci ein so gutes Plätzchen geschenkt hatte.

„Dafür bekommt der Marquis aber auch eine Laute, wie sie ihm vielleicht kein Lautenmacher im ganzen Welschland auf und nieder besser macht,“ sagte der Jüngling lächelnd für sich, indem er jetzt eifrig mit seinem Werkzeuge ein dünnes Brettchen bearbeitete, das für den Resonanzboden bestimmt war.

Da ging die Türe auf. Ein Fremder trat herein. Er gab an, der Diener eines gewissen Handlungshauses in Padua und von seinem Herrn beauftragt zu sein, einen Brief an Matthias Klotz zu überliefern.

„Seid Ihr der, dem dieser Brief gehört?“ verlangte der Ankömmling zu wissen.

„Der bin ich,“ gab Matthias zurück und richtete erwartungsvoll seinen Blick auf den Boten.

„Hier,“ sagte dieser, indem er den Brief übergab.

Matthias betrachtete die Aufschrift und fast jubelnd rief er:

„Von meinem Vater! Wie seid Ihr zu dem Brief gekommen?“ fragte er.

„Ein Fuhrmann aus Tirol hat ihn nach Verona gebracht und dort einem Geschäftsfreunde meines Herrn zur Weiterbesorgung übergeben,“ lautete die Antwort.

„Ich danke Euch,“ sagte Matthias, worauf sich der andere grüßend entfernte.

Mit ungeduldiger Hand erbrach Matthias den Brief. Er hatte einige Tage nach seinem Eintritte in das Haus Nailikes an die Eltern geschrieben und sie von seinem neuen Aufenthalt und den vorausgegangenen Erlebnissen benachrichtigt. Dieser Brief des Vaters enthielt also wohl die Antwort.

Matthias begann zu lesen. Aber schon nach wenigen Augenblicken brach ein schmerzlicher Schrei von seinen Lippen, und unter heißen Tränen rief er:

„O Mutter, gute Mutter! . . . Tot! . . . Tot!“

Sa, ja, so stand es in dem Briefe und so hatte es der Vater geschrieben:

„Mein lieber, guter Sohn!

Mit einer gar traurigen Nachricht muß ich mein Schreiben beginnen. Tröste Dich im Glauben an unsern Herrn Jesum Christum und vernimm: Deine gute Mutter ist gestorben. Vor drei Wochen haben wir sie begraben. Nach kurzer Krankheit hat sie Gott zu sich genommen. Ihre letzten Worte sind ein Segen gewesen für Dich, und nur einen Wunsch hatte sie noch, ehe sie uns für immer verließ — Dich, ihren lieben Matthias, zu sehen . . .“

Weiter vermochte dieser nicht zu lesen, denn der Schmerz hinderte ihn. Nun saß er da mit verhülltem Gesichte und weinte über den schweren Verlust, der ihn getroffen hatte.

Nach einer Weile erhob er sich von dem Arbeitsschemel, wischte sich die geröteten Augen aus und verließ mit dem Briefe die Werkstatt. Er wollte den Meister auffuchen und ihn bitten, ihn sogleich heim-

ziehen zu lassen zu dem alten Vater, der jetzt des Trostes und der Hilfe mehr als je bedürfe.

Matthias begegnete auf dem Wege zur Stube Railkes dessen Tochter. Bestürzt blickte Angela in das verweinte Gesicht des Jünglings.

„Was ist Euch, Matthias?“ fragte sie voll Teilnahme.

„Ach, Jungfer Angela, meine gute Mutter ist gestorben, eben habe ich diesen Brief vom Vater erhalten.“

„Eure Mutter? O, wie tut Ihr mir leid, Matthias. Ich habe ja selbst erfahren, wie schmerzlich es ist, wenn man die Mutter verlieren muß.“

Matthias dankte dem Mädchen für die teilnahmsvollen Worte.

„Ist der Meister in der Stube?“ fragte er dann. Angela bejahte.

Beim Eintritt in die Stube sah Matthias den Meister am Tische sitzen, wie er eben etliche Posten in sein Geschäftsbuch eintrug.

„Ihr habt schlimme Nachrichten von daheim?“ fragte Railke aufrichtig bekümmert, als er kaum einen Blick in das Gesicht des Gefellen getan und den Brief in seiner Hand bemerkt hatte.

Matthias wollte antworten. Aber der Schmerz übermannte ihn so, daß er vor Schluchzen keine Silbe über die Lippen bringen konnte. Er reichte dem Meister den Brief zum Lesen dar und Railke las. Als er fertig war, drückte er dem Jünglinge die Hand zum Zeichen der Teilnahme und suchte ihn liebevoll zu trösten.

Inzwischen hatte Matthias seine Fassung wieder gewonnen und nun sagte er:

„Lieber Meister, Ihr seht wohl, daß meines Bleibens bei Euch nicht länger sein kann. Ich bitte Euch, mir Urlaub zu geben, damit ich heimkehren kann zu meinem armen Vater, der bedarf meiner jetzt — denn er ist alt und gebrechlich und . . .“

„Ihr wollt mich verlassen?“ unterbrach ihn Railife. „Aber das muß doch nicht sein Matthias. Habt Ihr denn nicht gelesen, daß euer Vater selbst eure Heimkehr nicht wünscht?“

„Mein Vater wünscht es nicht?“ fragte der Jüngling überrascht.

„Freilich, lest doch . . . Hier im Brief steht es ja klar und deutlich.“

„Wirklich? Laßt sehen, Meister! . . . Ach, nun fällt mir ein, ich habe ja den Brief vor Bestürzung gar nicht ganz gelesen.“

Railife gab dem Gesellen den Brief zurück. Hastig griff Matthias danach und jetzt fiel sein Blick auf folgende Stelle: „So schwer mich der Verlust Deiner guten Mutter trifft und so sehr ich mich gerade in dieser Zeit oft nach Dir sehne, Matthias, so will ich doch nicht, daß Du von Deinem jetzigen Meister gehst und heimkehrst. Bleibe demnach in Padua noch eine Zeitlang und lerne recht viel, damit Du selber einmal ein wackerer Meister wirst . . .“

Matthias seufzte schmerzlich auf. Er hatte sich mit dem Gedanken an die Heimat schon so vertraut gemacht, daß ihn der Wille des Vaters geradezu betrübe.

„Was gedenkt Ihr zu tun?“ fragte Railife den Jüngling, der, mit einem Entschlusse ringend, schweigend und in sich gekehrt da stand. „Wollt Ihr gehen oder bleiben? Ich kann Euch natürlich nicht zurückhalten, wenn Ihr nicht selbst bleiben wollt, ich werde Euch aber auch nicht gehen heißen. Im Gegenteil wünsche ich, daß Ihr den Willen eures Vaters tut, der es sicher gut mit Euch meint.“

Noch sprach Railife, als seine Tochter in der Stube erschien.

„Unser guter Matthias hat seine Mutter durch den Tod verloren,“ sagte er zu Angela.

„Ich weiß es schon,“ versetzte das Mädchen mit einem Blick des Mitleids auf Aloß. „So ein Verlust trifft einen hart . . . nicht wahr, Vater?“

„Ja, Angela. Wir beide haben es auch erfahren müssen . . . Aber weißt du auch schon, daß uns Matthias verlassen möchte? Nach Hause zieht es ihn. Freilich, verdenken kann man's ihm nicht.“

„Wie! Ihr wollt fort von uns?“ tat Angela. „Ach, das kann euer Ernst wohl nicht sein, Matthias. Ihr seid ja kaum erst einige Wochen hier. In Padua ist's doch viel schöner als in Mittenwald, wo man, wie Ihr mir selbst schon erzählt habt, nichts sieht als Himmel, Wald und Berge.“

Das Mädchen redete, ohne recht zu wissen was. Der Gedanke, daß Matthias scheiden wolle, verwirrte sie, denn sie war ihm gar gut gesinnt.

Aloß sah Angela verwundert an. Was hatten denn Wald und Berge seiner Heimat mit seinem Gehen und Bleiben zu tun? Jetzt wanderte sein Blick

zu dem Gesichte des Meisters, der ihn wie bittend anzuschauen schien.

Da fühlte sich Matthias in seiner Unentschiedenheit besiegt. Er glaubte seinen Vater vor sich zu sehen und seine Stimme zu hören, die ihn aufforderte, bei Railife auszuharren.

„Ihr meint es gut mit mir, Meister,“ sagte er, „das weiß ich, und weil's mein Vater auch nicht anders haben will, so bleibe ich noch ein Zeitlein bei Euch.“

„Solches hör' ich gern von Euch,“ sagte Meister Railife, und über sein freundliches Gesicht ging es wie Erleichterung. „Ich dank' Euch, Matthias, daß Ihr einstweilen vom Wandern absehen wollt. Bei Gott, ich möcht' Euer noch nicht entraten.“

Und Angela fügte hinzu:

„Mein Vater hat Euch so gern, daß Ihr ihm ein arges Leid bereitet hättet, wäret Ihr von ihm gegangen. Seid also eigens dafür bedankt, daß Ihr bei uns bleiben wollt. Es soll Euch nicht gereuen, nicht wahr, Vater?“

Da nickte Railife lächelnd und drückte seinem Lieblingsgesellen die Rechte.

Also blieb Matthias Alog wieder bei Meister Railife, und so oft ihn die Sehnsucht nach dem Vater befiel, rief er sich den Willen des letzteren ins Gedächtnis zurück. Das half ihm über manche Bitterkeit hinweg, die ihm das ungestillte Sehnen nach der fernen Heimat verursachte.